

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 20

Artikel: Das Recht zu leben [Fortsetzung]
Autor: Wolff, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641053>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kunst, mit so wenigen Freunden, aber so vielen Feinden, die er durch seine unbefiegbare, stets im Aufsteigen begriffene Kunst auf dem Schlachtfeld der Kritik liegen lassen mußte . . . weiter, immer weiter, auf eigenen Wegen, auf eigenen Füßen drängte ihn seine Kunst vorwärts. — Jedes Mal, wenn ich den „Rückzug von Marignano“ betrachte, die kleine Gestalt des letzten halbwegs nach rückwärts schauenden Kriegers in der Gruppe ansehe, steht Hodler vor mir, der wohl geschlagen, aber nicht erschlagen, die Wahlstatt verläßt, um neuen Boden zu betreten.

Der letzte Tag meines vierjährigen Aufenthaltes in Genf war angebrochen, es galt, von Hodler Abschied zu nehmen. Wieder traf ich den unermüdet Schaffenden an der Arbeit. Diesmal bewunderte ich seine Ruhe, ein sichtbares Stillvergnügtsein, beim Malen einer Landschaft. Ein bekanntes „Schwerenöterliedchen“ nach echter Emmentalerart, pfiff er froh gelaunt vor sich hin, um es dann leise singend zu beenden. Diese köstliche, frohe und aufrichtige Laune machte mir einen tiefen Eindruck. Auch in diesen Momenten zeigte Hodler den großen Menschen, den Meister und Mann, denn er bildete sich nicht ein, daß eine gekünstelte, angelernte finstere Miene den großen Menschen ausmache, daß man durch Humor bei den Menschen an Respekt verlieren könnte, denn wenn dem so wäre, würde es sich ja nur um den Respekt der aufgesetzten Miene handeln und nicht um das Können und Wissen, das im Menschen steckt!

Nun setzte er mit dem Malen aus, und wiederum sprachen wir vom Leben, an dem er so sehr hing und das ihm immer verheißungsvoller zu werden schien, indem er die Erdschwere immer leichter zu spüren glaubte. Der Frühling mit seiner Wärme verlieh ihm einen unbegrenzten Mut und wiederkehrende neue Kraft zum Schaffen, denn die Kälte war sein nächster und grimmigster Feind, gegen dessen Folgen auf seinen geschwächten Körper er mit fast übermenschlicher Kraft und Todesverachtung sich wehrte. „Wir wollen nun gehen, jetzt ist es Zeit, das Erwachen der Natur zu belauschen und mitzuerleben.“ — Mit diesen Worten verließen wir seine Arbeitsstätte. In drolliger Weise berichtete er mir nun auf dem Heimweg von jenen Herren, die ihn eines Abends zu einer Besprechung im „Café du Nord“ einluden. Dieses Café war damals durch seine sehr hohen Preise und den wenigen Komfort, den man bei harten Stühlen und eisernen Tischen mit Marmorplatten, fand, bekannt. Bei dieser Besprechung handelte es sich um ein Bild, das Hodler malen sollte. Da man sich nicht ganz im Klaren war über die Komposition des Bildes, fand es Hodler am praktischsten, den Herren die nötigen Angaben in einigen Kohlenstrichen zu machen, die er, weil er kein genügend großes Papier bei sich trug, auf die Tischplatte zeichnete. Beinahe hätte ihn damals der immer weiter nach Einzelheiten fragende Auftraggeber in eine wenig anaenehme gereizte Stimmung gebracht, denn fast war das Bild dadurch in den Grundrissen fertig geworden. Die Tischrunde jedoch behielt den heitern Ton, der Auftraggeber war befriedigt, vom Meister verstanden worden zu sein, obschon das Verstehen bei Hodler lag, und man brach bald einmal auf. Hodler verließ zuerst mit einigen Herren das Lokal. Draußen warteten sie auf den Auftraggeber, der, dem Warten nach, eine ziemlich große Rechnung für das wenig Konsumierte zu bezahlen hatte.

Endlich, endlich erschien der ungeduldig erwartete letzte und wichtigste der Herren und zwar mit einem umfangreichen Paket unterm Arm. Ein allgemeines Gelächter. Und was enthielt dieses Paket? Die Marmortischplatte mit Hodlers Skizzen, die er sich vom Besitzer des Cafés in so später Stunde käuflich erworben hatte! Es trennten sich dann „commerçants et fou“.

Nun aber mußte ich mich von Hodler trennen, wohl für immer. Er sprach von meiner Zukunft und hoffte nur das Beste für mich und gab mir den Rat: „Der Kunst treu bleiben, heißt, den geraden Weg wandeln, der zum Erfassen des Wahren führt. Menschen kommen und gehen, die Kunst aber bleibt. Auf Menschen vertrauen ist schön, auf die edle Kunst aber zu bauen, heißt des Schöpfers Macht sich anvertrauen.“

Paul R. Richard.

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

7. Fortsetzung.

Die behäbige Wirtin erkannte Hollbruch, der schon einmal bei ihr gewohnt hatte, sofort wieder und begrüßte ihn mit Herzlichkeit.

„Sie können wieder Zimmer Nr. 7 haben“, erklärte sie, ein wenig stolz auf ihr gutes Gedächtnis, und rief mit lärmender Stimme nach dem Hausmädchen.

Es war ein großes altmodisches Zimmer, bürgerlich eingerichtet mit Plüschmöbeln, die mit gestickten Decken bepflanzt waren, aber der Waschtisch war modern und hatte fließendes Wasser, kalt und warm. An der Wand hing ein verblaster Stich, der die „Schlacht bei Sempach“ darstellte.

Hollbruch nickte zufrieden, als er das Zimmer wiedererkannte, das ihm in dieser Stunde wie eine Zuflucht oder wie ein rettender Hafen erschien. Er legte die Aktentasche in den Schrank, den er sorgfältig versperrte, und wusch sich.

Nach einer Weile kam das Mädchen und brachte Kaffee, Sahne, Butter, Honig und knusperige Brötchen. Hollbruch setzte sich zum Tisch und begann gierig zu frühstücken, aber während er die Schale zum Mund hob, wurde er plötzlich von einer so grenzenlosen und unüberwindlichen Müdigkeit überfallen, daß ihm der Hunger verging. Seine brennenden Augen sahen nur das weißleuchtende Bett.

Er schloß sofort ein und hielt die Tasche mit dem Geld wie eine Geliebte im Arm.

13. Kapitel.

Diäten fuhr auf, als wäre sie gerufen worden, und sah nach der Zeit. Es war sechs Uhr. Trüb und grau kam der Morgen durch die Fenster.

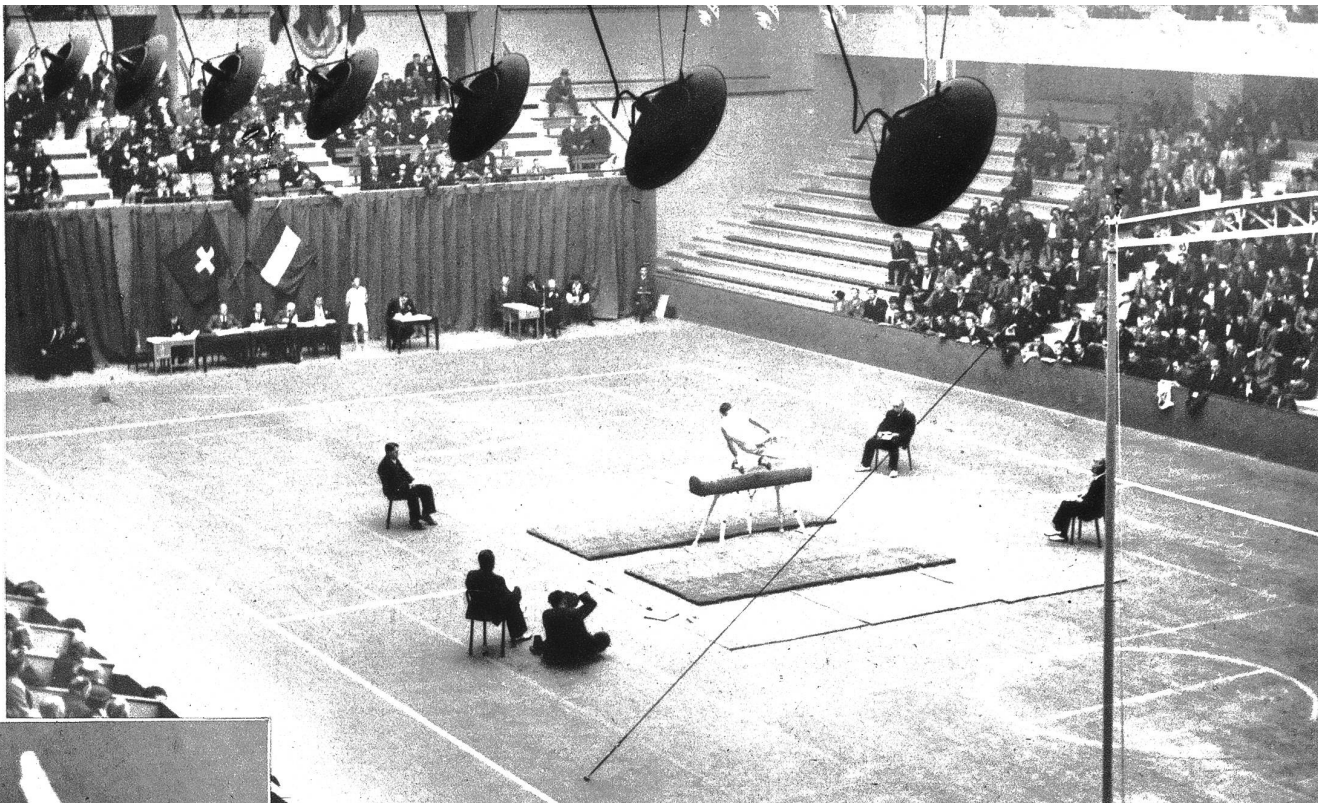
Sie war sofort ganz wach und begann mit kühler Nüchternheit die Ereignisse des vergangenen Abends zu überdenken. Sie wurde sich klar darüber, daß sie gestern wunderbarlich überhitzt und unfrei gewesen war. Die Gegenwart Keridans hatte sie wie ein schweres Markotikum betäubt. Wenn man in sein Gesicht sah, war man gezwungen, alles zu glauben, was er sagte. Jetzt, da Keridan fern und entrückt war, erschien alles in anderem Licht. Jetzt war sein Bild undeutlich und verschwommen, während Peter ganz nahe bei ihr stand. Sie erinnerte sich der angstvollen Warnung ihres Mannes, die sie erst in dieser Morgenstunde begriff.

Ihr Eifer, begangenes Unrecht wieder gutzumachen, war merklich abgekühlt. Was bewies die ehrliche Aufregung Keridans? Er zitterte um sein Geld. Seine Angst war bestimmt nicht gespielt, aber sie überzeugte kaum davon, daß es sich um redliches Geld handelte, das nach der Schweiz befördert werden sollte.

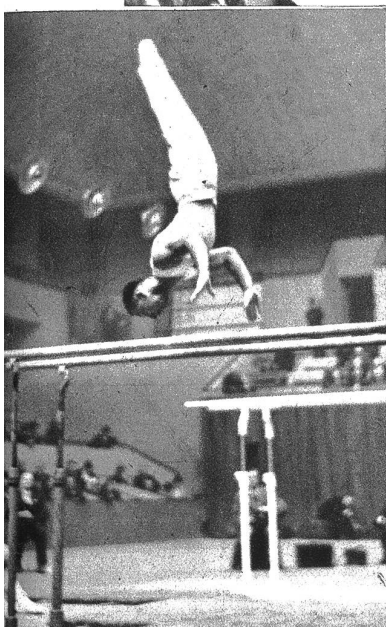
Trotz allen Gegenargumenten, die ihr logischer Verstand aufbaute, konnte sich Diäten eines tiefwurzelnden Unbehagens nicht erwehren, das sich immer wieder bis zu Schuldgefühlen steigerte. An der großen Geste Keridans, der sie nach dem Abendessen freigab und nach Haus schickte, konnte man keineswegs vorbeigehen. Das war ein Vertrauensvotum, das einem stärker die Hände fesselte als alle Ketten der Welt. Vielleicht war die Großmut Keridans auch nur kühle Berechnung, ein gewagter Schachzug, Spiel eines Hasardeurs, aber war der Einsatz nicht zu hoch? Hätte sie nicht noch nachts zu ihrem Mann flüchten können?

Der Gedanke an diese versäumte Flucht setzte allen andern Erwägungen eine Grenze. Es erschien sinnlos, darüber nachzudenken, ob Keridan ein Lügner und Schwindler oder ein ehrenwerter Kaufmann war, dessen Egoismus durch einen Diebstahl

Fortsetzung auf Seite 487.



Kunstturner-Länderkampf Frankreich-Schweiz in Paris. Sieg der Schweiz im Mannschafts- und Einzel-Klassement. — Aus Anlass des 75jährigen Bestehens des Schweizerturnvereins in Paris fand im Stadion Coubertain ein Kunstturner-Länderkampf Schweiz: Frankreich statt. Die Schweiz siegte sicher sowohl im Einzel- als auch im Mannschaftsklassement. Der Veranstaltung wohnte Minister Dr. Stucki, der Schweizer Gesandte in Paris, bei sowie der französische Erziehungs- und Unterrichtsminister Le Cocq.

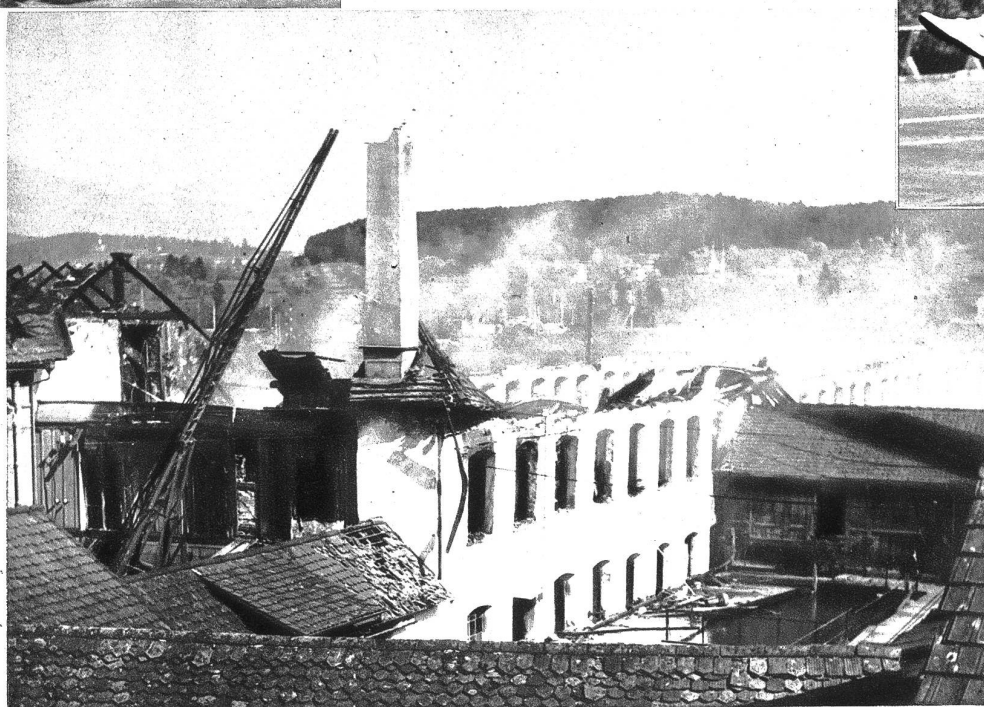


Michael Reusch, der grosse Einzelsieger des Länderkampfes, bei seiner prächtigen Flugrolle am Barren.
Photopress.



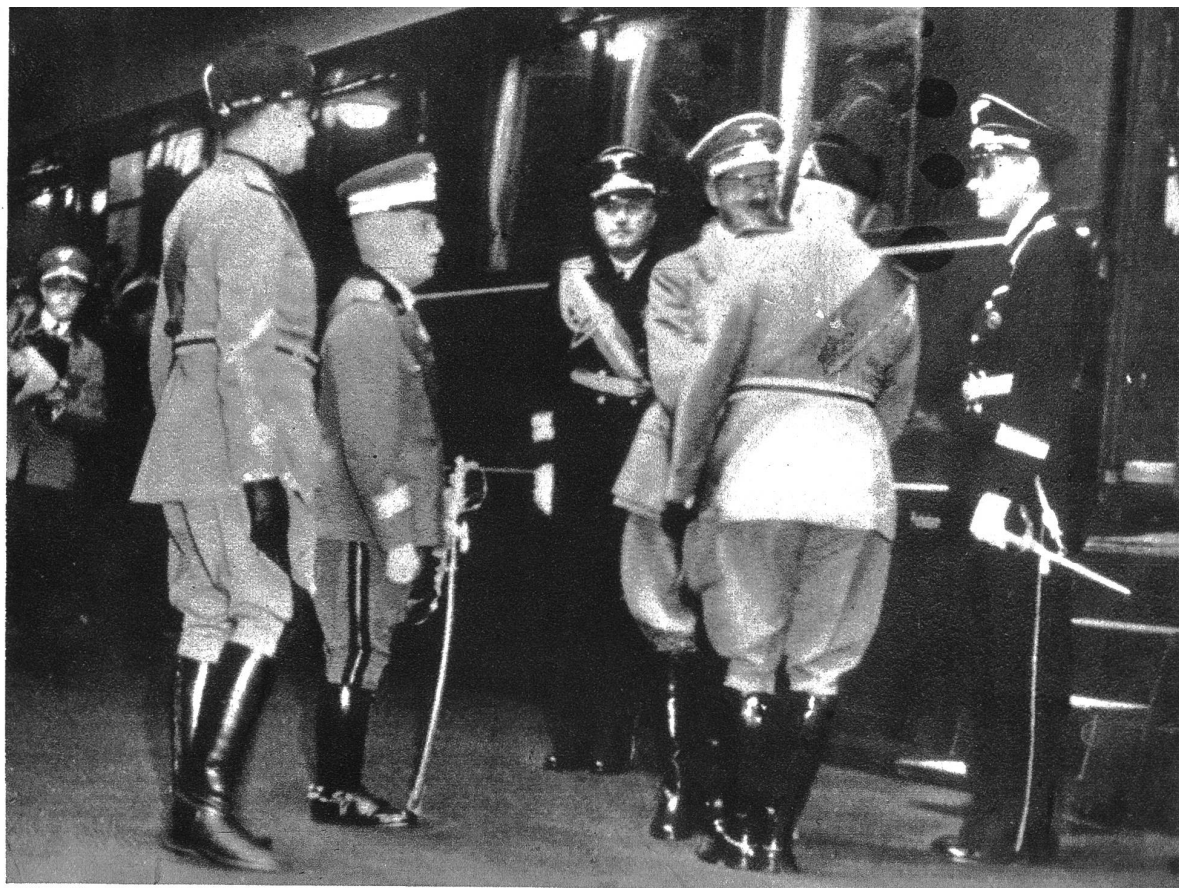
Tennisländerkampf Schweiz:Deutschland in Bern. Ein Schweizer Sieg! — Der Tennisländerkampf Schweiz:Deutschland in Bern endete zugunsten der Schweizer, die mit prächtigem Elan kämpften und ihre deutschen Gegner deutlich schlugen.

Zu ausgezeichneter Form lief Schweizermeister Boris Maneff auf, der gegenüber seinen letztjährigen Leistungen eine deutliche Formverbesserung aufwies und diese Saison bestimmt zu schönen Hoffnungen berechtigt. Unser Bild zeigt Maneff, der hochspringend einen Ueberkopfball pariert.
Photopress



Grossbrand in Enimenbrücke.

Die bekannte Möbelfabrik Zemp in Enimenbrücke wurde ein Raub der Flammen. Das ganze Fabrikgebäude wurde zerstört und der Brand stellt die grösste Feuerkatastrophe in der Innerschweiz seit Jahren dar.

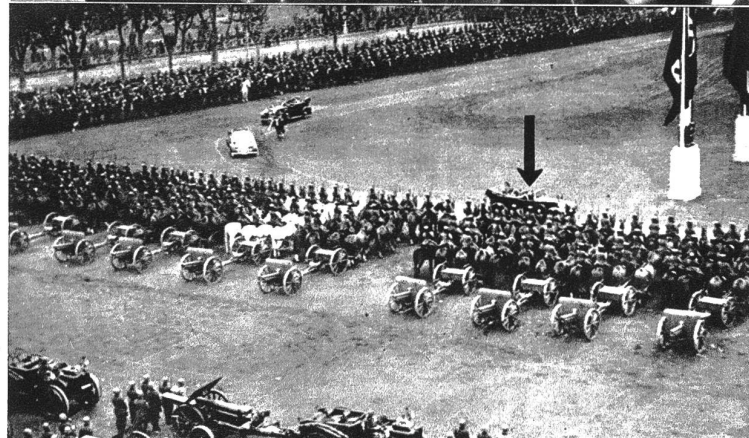


Bildtelegramme von der Ankunft Hitlers in Rom. Hitler ist seinem Wagen entstiegen und wird von Mussolini begrüßt. Links der König von Italien und Aussenminister Graf Ciano.



Marlene Dietrich promenierte in der Avenue des Champs-Élysées in Paris.

Hitler u. Mussolini am Grabe des unbekannten Soldaten in Rom.



Reichskanzler u. Duce bei der Parade der italienischen Armee in Rom. Der Wagen der beiden Diktatoren bei den italienischen Kanonen.

(Fortsetzung v. S. 478, „Das Recht zu leben“.)

vernichtet wurde. Zum erstenmal wagte Dieten das Wort Diebstahl zu denken, das den ganzen Raum wie mit Masgeruch verpestete. Bisher war die Tat, zu der sie Peter überredet hatte, nur das Abjagen einer unrechtmäßigen Beute gewesen. Daß sich jetzt der Begriff Diebstahl kristallisiert hatte, war dem Einfluß Keridans zuzuschreiben.

Alle Gefahr kam aus Keridans Gesicht, fühlte Dieten und richtete sich auf, als wollte sie sich gegen die Gedanken verteidigen, die wie vergiftete Pfeile in sie eindrangen.

Sie durfte Keridan nicht mehr wiedersehen, sonst war sie verloren, das wurde Dieten klar. Sie mußte fliehen. Noch war es Zeit. Sie mußte mit dem ersten Morgenzug nach Zürich zu Peter fahren und ihm die Entscheidung überlassen.

Dieser Fluchtgedanke war so überwältigend, daß Dieten aus dem Bett sprang und sich mit aller Hast anzuziehen begann.

Aber als sie mit dem Kofferchen in der Hand die leere Wohnung verlassen wollte, erkannte sie, daß dieses armselige Davonschleichen über ihre Kraft ging. Sie stellte den Koffer auf den Boden und blickte aus fiebernden Augen der Wahrheit ins Gesicht. Sie floh nicht vor Keridan, sie floh vor sich selber. Sie wollte nicht davon überzeugt werden, daß es sich hier um einen schmierigen Diebstahl handelte. Sie hatte Peter zu einer ehrlosen Tat angestiftet, für die sie keine Verantwortung übernehmen wollte.

Sie mußte bleiben, da half nichts. Niemand, auch nicht Keridan, durfte Dieten Hollbruch, die Tochter des Landgerichtsdirektors Fahrenholt aus Kiel, der Feigheit beschuldigen. Es war ihre Pflicht, zu prüfen, ob die Tat, die sie angeregt hatte, entschuldigbar war oder nicht. Nach diesem Entschluß wurde Dieten so ruhig, daß sie Hunger verspürte und nach der Küche ging. Sie entdeckte ein hartes Brötchen, ein vertrocknetes Stück Käse und einen kleinen Rest Johannisbeerwein. Dann erinnerte sie sich, daß sie tausend Mark besaß und sich eine Schale heißen Kaffees leisten konnte.

Dieten gab sofort der Lockung nach und verließ das Haus, um irgendwo Kaffee zu trinken. Als sie auf die Straße trat, erblickte sie Frau Marzahn, die Gemüsehändlerin, die ihre Körbe vor dem Laden aufstellte, und ging auf sie zu.

„Heut sindse aber früh aus die Betten, Frau Baronin“, rief Frau Marzahn verwundert. Sie war eine stattliche Witfrau mit einem mächtigen Busen.

„Der Kaffeedurst hat mich herausgetrieben“, erklärte Dieten. „Kann ich bei Ihnen Kaffee kochen, Frau Marzahn?“

„Hier können Familien Kaffee kochen. Kommen Sie rein in die gute Stube, Frau Baronin.“

Die gute Stube war ein kleines Zimmer hinter dem Laden, der von nahrhaften Gerüchen erfüllt war.

„Hier ist Kaffee und Milch und Zucker“, sagte Frau Marzahn sehr mütterlich. „Den Kaffee müssense alleine mahlen. Nehmense Zusatz?“ Dieten schüttelte den Kopf. „Nu ja, det is Geschmacksache. Jetzt hol' ich noch 'n paar frische Schrippen.“

„Ich bezahle alles, Frau Marzahn.“

„Det wäre jelaht. Zum Kaffee sindse eingeladen, Frau Baronin.“

„Schönen Dank, Frau Marzahn. Aber das Telephongespräch mit Magdeburg will ich bezahlen.“

Sie holte einen Hundertmarkschein aus der Tasche hervor und reichte ihn Frau Marzahn.

„Ach du meine Güte! Woher soll ich hundert Mark wechseln? Lassense nur, Frau Baronin, det preßiert ja nich.“

„Ich brauche aber Kleingeld, Frau Marzahn.“

„Denn will ich mal zu dem Mehgermeister an der Ecke gehen.“ Sie ging zur Tür. „Und wenn jemand in den Laden tritt, so sagense gefälligst, daß ich gleich wieder zurück bin.“

In einer Ecke der guten Stube stand ein kleiner Gasherd. Dieten setzte Wasser auf und begann Kaffee zu mahlen. Es war wunderbar beruhigend, hier in diesem friedlichen Zimmerchen zu sitzen und die Kurbel der quietschenden Kaffeemaschine zu drehen.

Als Frau Marzahn zurückkam, war der Kaffee fertig. Sie legte das gewechselte Geld und die Schrippen auf den Tisch, dann lief sie nach dem Laden, wo schon die ersten Kunden warteten. Dieten hörte das jammernde Geschrei der Käuferinnen und die begütigende Stimme der Marzahn, die die unüberbietbare Billigkeit ihrer Ware anpries. Es ging so lärmend und aufgeregt zu wie auf der Börse an großen Kampftagen. Dann bimmelte die Türglocke, und es wurde wieder grabesstill im Laden.

Frau Marzahn kehrte mit rotem Gesicht in die gute Stube zurück und seufzte.

„Gemüsehandel is det undankbarste Geschäft von der Welt, glaubense mir, Frau Baronin. Bevor Sie zwei Groschen verdienen, müssense sich den Mund fußlig reden.“

„Heut hat's keiner leicht“, sagte Dieten, als die Witfrau eine Pause machte, und erhob sich. „Jetzt muß ich aber gehen.“ Es war halb neun geworden. „Schönen Dank für alles, Frau Marzahn.“

„Ich habe für den Besuch zu danken, Frau Baronin. Beehrense mich bald wieder.“

Als Dieten auf die Straße trat, sah sie schon Keridans Wagen vor ihrem Haus warten. Sie ging mit bestigen Unlustgefühlen auf das Auto zu und erblickte Keridan, der im Wagen saß. Ihr Herz begann sehr stark zu schlagen.

„Guten Morgen, gnädige Frau“, sagte Keridan. Seine Stimme war jetzt noch heiserer als abends. „Ich wollte Ihnen die langweilige Fahrt nach Dahlem ersparen. Das Telegramm Ihres Mannes ist früher eingetroffen, als wir angenommen haben.“

Sie wurde rot vor Glück.

„Gott sei Dank!“

Keridan warf einen Blick auf den Chauffeur.

„Wollen Sie nicht einsteigen, gnädige Frau?“

Sie gehorchte und öffnete das Telegramm, das Keridan ihr überreichte.

„Gutes Wetter. Ruß. Peter.“

Sie lächelte selig das Papier an, dann gab sie es Keridan zum Lesen.

„Das Telegramm ist um sieben Uhr in Luzern aufgegeben worden. Ihr Mann hat eine gute Fahrt gehabt. Er wendete sein Gesicht Dieten zu. „Ich habe eine Bitte an Sie, gnädige Frau.“ „Ja?“

„Sehen Sie sich meine Fabrik an.“

Sie blickte in sein Gesicht, das ihr heute verändert und feindselig erschien, und verspürte leise Angst, über die sie sich hinwegzusehen bemühte. War hier nicht die Innsbruckerstraße mit dem Gemüseladen der Frau Marzahn, war das nicht ein Wagen mit einer Berliner Polizeinummer, sah der Chauffeur wie ein Verbrecher aus einem Kriminalfilm aus, lag die Ropenickerstraße außerhalb der Welt? Und außerdem liebte Keridan keine Vergewaltigungen. Das durfte man ihm sogar glauben.

„Legen Sie solchen Wert darauf, Herr Keridan?“ fragte sie widerstrebend.

„Ich lege großen Wert darauf, gnädige Frau.“

„Dann bitte.“

Der Wagen fuhr los.

Keridan saß schweigend da und rauchte eine Zigarette nach der andern.

Dieten blickte ab und zu nach seinem starren Gesicht, das sie als Drohung empfand, und fühlte ein so schweres Unbehagen, daß sich ihr Magen hob.

Als das Auto vor der Fabrik hielt, fragte Dieten hemmungslos:

„Warum soll ich mir denn Ihre Fabrik ansehen? Sie interessiert mich nicht im geringsten.“

Er sah sie aus kalten Augen an.

„Wie Sie wünschen, gnädige Frau. Es war eine Bitte, kein Zwang. Wenn Sie den Anblick meiner Fabrik nicht ertragen können, wird Sie mein Chauffeur hinbringen, wohin Sie befehlen.“

Dieten stieg schweigend aus und schritt entschlossen auf das Fabriktor zu. Es war eher möglich, ein Verbrechen zu begehen als feig zu sein.

Keridan blieb vor der Kontrolluhr stehen und stach die Zeit. Dieten empfand diese Handlung als lächerliche Pose.

Er führte sie dann durch ein langgestrecktes Zimmer, in dem acht junge Mädchen vor den Schreibmaschinen saßen und arbeiteten. Sie hoben die Köpfe, betrachteten eine Sekunde lang neugierig die unbekannte Dame, grüßten stumm den Chef und klappten weiter. Dieten sah genau die acht Gesichter, es waren blutarme nervöse Gesichter mit unruhigen Augen, die von links nach rechts über das eingespannte Papier wanderten. Die acht Mädchen hätten Schwestern sein können.

Im nächsten kleinen Zimmer saßen vier Männer unbestimmbaren Alters auf Drehstühlen vor mächtigen Geschäftsbüchern, in denen sie Eintragungen machten. Drei der Männer trugen Brillen. Einer hatte ein großes Pflaster auf dem Hals kleben. Die vier Menschen waren so tief in ihre Rechenarbeit versunken, daß sie den Durchgang Dietens und Keridans nicht zu merken schienen.

Im dritten Zimmer, das mit einer gewissen Behaglichkeit ausgestattet war, befanden sich zwei junge Menschen, die keine sichtbare Arbeit leisteten. Sie saßen zurückgelehnt in ihren Armesseln, rauchten Zigaretten und starrten in die Luft. Als Keridan mit Dieten eintrat, grüßten sie unbefangen, ohne sich in ihrem Nichtstun stören zu lassen. Keridan nickte ihnen kameradschaftlich zu.

„Das war die Propaganda-Abteilung“, erklärte er, als sie das Zimmer verlassen hatten und in einem schmalen Gang standen, der zu einer gepolsterten Tür führte.

Hinter dieser Tür saß vor einem gewaltigen Schreibtisch ein kleiner älterer Herr mit einem grauen Spitzbärtchen, der sofort aufsprang und schüchterne Verbeugungen vor den Besuchern ausführte.

Herr Oberbuchhalter Steinmek“, stellte Keridan vor. „Frau Baronin Hollbruch.“

„Hocherfreut“, stammelte der Buchhalter verlegen.

„Herr Steinmek, zeigen Sie, bitte, der Frau Baronin die Lohnlisten.“

Der Oberbuchhalter gewann sofort seine Haltung zurück, als er das Wort Lohnlisten hörte. Er sperrte eine Lade seines Schreibtisches auf, holte die Listen hervor und breitete sie mit zärtlicher Vorsicht vor Dieten aus.

„Was soll ich damit?“ fragte Dieten feindselig. „Ich kenne mich darin nicht aus.“ Sie schob mit einer ungeduldrigen Handbewegung die Blätter zurück. „Ich bin keine Buchhalterin, Herr Keridan.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau“, sagte Keridan entschuldigend. Der Buchhalter ordnete kummervoll die beleidigten Lohnlisten. „Wie viele Arbeiter beschäftigen wir augenblicklich, Herr Steinmek?“

„629, Herr Keridan. 23 Arbeiter sind krank. Grippe.“

„Wie viele Lohngehälter zahlen wir jede Woche aus, Herr Steinmek?“

„Approximativ 30 000 Mark, Herr Keridan.“

„Danke. Wir können gehen, gnädige Frau, wenn es Ihnen recht ist.“

Sie folgte ihm willenlos durch eine Reihe von Sälen und betrachtete die Gesichter der Männer, die hier arbeiteten. Es waren bis auf wenige Ausnahmen fröhliche und zufriedene Gesichter, die Freude an ihrer Arbeit zeigten.

Als sie das vierte Stockwerk erreicht hatten, erklärte Dieten mit gerunzelter Stirn:

„Es ist genug. Ich glaube Ihnen Ihre Fabrik, Herr Keridan.“

„Darf ich Sie noch bitten, in meinem Büro ein paar Minuten lang Platz zu nehmen, gnädige Frau?“

Sie ging tapfer mit und setzte sich nieder. Keridan blieb stehen, nahm eine Zigarette, die er anzuzünden vergaß, und schien zu überlegen.

„Was war der Zweck dieser Besichtigung?“ fragte Dieten, erbittert über sein Schweigen. „Wollten Sie mir beweisen, daß Sie tatsächlich eine Radiofabrik mit 629 Arbeitern besitzen?“

Er sah sie an und verzog geringschätzig den Mund.

„Nein, gnädige Frau.“ Er machte eine kleine Pause. „Ich wollte Ihnen die Menschen zeigen, die Ihr Mann um ihre Arbeit bestohlen hat.“

Ihre Augenlider flatterten.

„Sie werden sich etwas deutlicher erklären müssen, Herr Keridan.“

„Diese armelige Antwort paßt nicht zu Ihnen“, sagte er verächtlich. Sie schwieg, weil sie in diesem Augenblick nicht sprechen konnte. „Wünschen Sie wirklich nähere Erklärungen? Bitte. Ihr Mann ist spätestens um sieben Uhr in Luzern gewesen. Das Telegramm beweist es. Aber Ihr Mann ist bis acht Uhr nicht bei meiner Schwester gewesen und hat das Geld nicht abgeliefert. Es ist zehn Uhr. Soll ich nochmals Luzern anrufen?“

Sie schüttelte den Kopf.

Er setzte sich langsam nieder und starrte die Frau an, die in sich versunken war. Seine Augen waren dunkel von Haß und Wut.

„Er wird das Geld für sich behalten?“

Sie nickte wie eine automatische Puppe.

„Ich hätte Ihren Mann niemals für einen Dieb gehalten.“

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Bernische Wahlen als Maßstab.

Der Ausgang der bernischen Grobkantonsratswahlen ist seit jeher als politisches Barometer für die übrige Schweiz betrachtet worden. Mit einigem Recht, wenn man dieses Barometer auf die vollreicheren Kantone der Ebene anwandte. Mit einigem Unrecht, sobald man auch die gebirgigen Innerkantone zum Vergleich heranzog. Bern verkörpert den ruhigen Fortschritt, den Weg der lebendigen Mitte, nicht etwa die Schneckenpost, dem Volkswitz zum Trotz nicht. Etwas „Englisches“ scheint im traditionellen Stil der bernischen Politik zu liegen. Mit Ausnahme der Pressefritten in Wahlkämpfen, die das englische „fair play“ sehr oft vermissen lassen.

Nun, Bern hat seinen Großen Rat neu bestellt. Einen Rat, in welchem die Gruppe Freisinn-Altbauern und Katholiken auf der einen und die Richtliniengruppen auf der andern sich genau in gleichen Prozentsätzen die Waage halten wie im alten Rat, der 228 Mitglieder zählte, während künftig nur noch 184 „Räte und Beisitzer“ den Saal im schönen Rathaus zieren werden.

Aber innerhalb der Richtliniengruppen haben sich die Jungbauern auf Kosten der Altbauern und mehr noch der Sozialdemokraten mächtig entwickelt. Die Ausrechnung ergibt, daß die Sozialisten dank der Mandatreduktion auf 64 hätten zurückgehen sollen. Sie sind indessen auf 55 gesunken. Die Jungbauern zählen 22 Köpfe. 17 vor den Wahlen. Sie hätten wenigstens auf 14 schwinden müssen. Man kann ihnen also 8 Gewinne zuschreiben, denen 9 effektive Verluste ihrer Verbündeten gegenüberstehen. Die Katholiken behalten 11 wie bisher. Effektiver Gewinn 2. Um ein halbes Duzend stärker als man auf diese Weise errechnen konnte, rücken die Freisinnigen ein. Die Altbauern sollten normalerweise auf rund 68 fallen, sind aber auf 64 gesunken, so daß man entweder 4 Abtretungen an die Jungbauern oder aber an die Freisinnigen ausrechnen kann. Im ersten Fall würde sich ein Gewinn der Freisinnigen auf Kosten der Sozialisten ergeben, den die Jungbauern durch Stimmengewinn bei den Altbauern für den Richtlinienblock wettmachen. Den Rest des freisinnigen Zuwachses muß man bei 2 eingegangenen Mandaten der Heimatwehr suchen, deren Wähler wieder bei den jungen und alten Bauern landeten. Als neue Splitterpartei tauchen die Duttweilerleute mit einem Mann auf.

Es ist also nichts mit dem verstärkten Linksfurs in Bern. Aber auch mit einem deutlichen